

ULRICH STOLL

LUCAS HERMES' ERSTER FALL

**TOTES
GLEIS**

KRIMINALROMAN

»Die Presse muss die Freiheit haben, alles zu sagen, damit gewisse Leute nicht die Freiheit haben, alles zu tun.«

Stewart Alsop

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Sonntag, 22. Mai 1988

Montag, 23. Mai 1988

Dienstag, 24. Mai 1988

Mittwoch, 25. Mai 1988

Mittwoch, 25. Mai 1988

Donnerstag, 26. Mai 1988

Freitag, 27. Mai 1988

Samstag, 28. Mai 1988

Montag, 30. Mai 1988

Dienstag, 31. Mai 1988

Dienstag, 31. Mai 1988, 23.30 Uhr

Donnerstag, 2. Juni 1988

Samstag, 4. Juni 1988

Donnerstag, 9. Juni 1988

Samstag, 11. Juni 1988

Montag, 13. Juni 1988

Dienstag, 14. Juni 1988

Donnerstag, 16. Juni 1988

Freitag, 17. Juni 1988

Montag, 20. Juni 1988

Dienstag, 22. Juni 1988

Mittwoch, 23. Juni 1988

Donnerstag, 24. Juni 1988

Freitag, 25. Juni 1988

Montag, 27. Juni 1988
Dienstag, 28. Juni 1988
Mittwoch, 29. Juni 1988
Donnerstag, 30. Juni 1988
Freitag, 1. Juli 1988
Samstag, 2. Juli 1988
Montag, 4. Juli 1988
Dienstag, 5. Juli 1988
Mittwoch, 6. Juli 1988
Freitag, 8. Juli 1988
Samstag, 9. Juli 1988
Sonntag, 10. Juli 1988
Montag, 11. Juli 1988
Donnerstag, 14. Juli 1988
Freitag, 15. Juli 1988
Samstag, 16. Juli 1988
Montag, 18. Juli 1988
Mittwoch, 20. Juli 1988
Donnerstag, 21. Juli 1988
Freitag, 22. Juli 1988
Samstag, 23. Juli 1988
Montag, 25. Juli 1988
Dienstag, 26. Juli 1988
Mittwoch, 27. Juli 1988
Donnerstag, 28. Juli 1988
Freitag, 29. Juli 1988
Montag, 1. August 1988
Dienstag, 2. August 1988
Mittwoch, 3. August 1988

Donnerstag, 4. August 1988
Donnerstag, 11. August 1988
Freitag, 12. August 1988
Sonntag, 14. August 1988
Montag, 15. August 1988
Dienstag, 16. August 1988
Mittwoch, 17. August 1988
Donnerstag, 18. August 1988
Freitag, 19. August 1988
Mittwoch, 24. August 1988
Donnerstag, 25. August 1988
Freitag, 26. August 1988

Prolog

Er horcht in den Tunnel hinein. Die Dampflok der Baureihe Null-Drei durchfährt die Kurve im Berg, die sich an die langgestreckte Stahlträgerbrücke anschließt. Eine gute Idee, das Modell im Maßstab HO in der schwarzen Reichsbahn-Lackierung mit den kräftigen Wagner-Windleitblechen zu wählen. Er legt das Gesicht schief, berührt mit der rechten Schläfe fast das Gleis, das leise summt. Es riecht nach Holzleim und Öl.

Im Dunkel des Tunnelausgangs leuchten die drei Stirnlampen auf. Er hat den Trafo auf langsame Fahrt gestellt. Dann kann man das Knarzen der Zahnräder besser hören, glaubt er – ein feines Schnurren der Zacken, die gut geölt ineinandergreifen. Die Fahrgestelle der Waggons klackern weich über die Schienenstöße. Er wird so lange wie möglich den Kopf unten halten, will staunen wie ein Kind, vor dem sich ein mechanisches Wunderwerk auftut.

Jetzt hebt er den Kopf vom Gleis, knapp vor der Lok, so als wolle er ihren Fahrtwind auf der Haut spüren. Das ist das Letzte, was jemand fühlt, der auf den Gleisen liegt, Hände und Füße schmerzhaft gefesselt, ein Taschentuch als Knebel im Mund, vollgesaugt mit Speichel, der jeden Schrei erstickt. Dann schneiden die schlanken Radkränze in die Haut, das Fleisch platzt auf, die Knochen splintern. Mit ruhiger Kraft trennen die Räder knirschend Füße und Kopf vom Rumpf, dem verzweifelt zuckenden Leib.

Die dünnen Pleuelstangen stoßen träge vor und zurück. Majestätisch schiebt sich die Schnellzuglokomotive dicht an seinem Gesicht vorbei, gefolgt von den blauen und roten Waggons der ersten und zweiten Klasse. Das Signal steht

auf Grün, der D-Zug schnurrt sanft ohne Halt durch den Bahnhof.

Nur noch wenige Tage. Ruhig rückt der Uhrzeiger über der Werkbank vor.

Sonntag, 22. Mai 1988

Die U7 trieb eine Welle muffiger Luft vor sich her, als sie in den Bahnhof rollte und Dutzende mürrischer Berliner ausspuckte, deren Laune nicht einmal das Frühlingswetter heben konnte. Beim Einsteigen atmete Lucas Hermes durch den Mund ein, um den Geruch der ungewaschenen Leiber im engen Waggon nicht ertragen zu müssen. Seit seiner Kindheit ekelten ihn die Ausdünstungen seiner Mitmenschen. Gerüche, die ihn zwangen, sich wegzudrehen, wenn die Leute ihre schwitzigen Körper auf engstem Raum zusammendrängten oder ihm ihren schlechten Atem entgegenhauchten.

Sein Kontoauszug, den er eben aus dem Nadeldrucker gezogen hatte, war deprimierend. Neunzehn Mark dreiundfünfzig. Der Sender hatte noch immer nicht das Honorar für seinen Film über eine gefälschte Ausgabe des Neuen Deutschland, der Zeitung der DDR-Staatspartei, überwiesen. Zwei Monate war die Ausstrahlung in der Sendung »Im Visier« schon her. Ein ziemlich guter Bericht über die Hintergründe eines Pressecoups: Hamburger Journalisten hatten eine selbst hergestellte Version des SED-Blattes in die DDR geschmuggelt, in der suggeriert wurde, die DDR-Führung hätte endlich Gorbatschows Perestroika-Kurs übernommen und sei zu Reformen bereit. Lucas war bei Layoutarbeiten und Druck der gefälschten ND-Ausgabe mit der Kamera dabei gewesen und hatte verdeckt gedrehtes Material von der Verteilung des Blattes in Ost-Berlin in den Beitrag hineingeschnitten.

Wenn jetzt der Dauerauftrag für die Spedition abgebucht wurde, war er im Minus.

Vor gar nicht langer Zeit war Lucas Hermes noch mit dem Audi Coupé seiner Freundin Martina durch die Stadt gebraust. Standesgemäß. Der Starreporter fährt vor. Der gefürchtete Enthüller im gelben 2,3-Liter-Wagen mit den straffen Recaro-Sportsitzen, neben sich eine strahlend schöne Frau.

Wenn er damals vor dem Eingang zum Messegelände an der Masurenallee parkte, blickten selbst die fest angestellten Fernsehredakteure respektvoll zu ihm hinüber, die ihre Saabs und Porsches auch vor der Messe abstellten, wenn sie morgens zum Sender am Theodor-Heuss-Platz kamen.

Martina jammerte, sie habe sich beim Kauf verschätzt, der Kofferraum des Coupés sei zu klein für einen Kinderwagen. Lucas widersprach heftig, lobte ihre Entscheidung und pries die Beschleunigungswerte des Wagens.

»Eine kleine Spende«, murmelte der schmutzige Kerl, der jetzt dicht vor Lucas stand und ihm einen zerknitterten Pappbecher vor die Nase hielt. Lucas drehte den Kopf weg.

»Hältst dich wohl für was Besseres?« Der Ton des Bettlers wurde feindselig. Dem dünnen Mann mit dem strähmig fettigen Haar baumelte ein alter Kassettenrekorder an einer Paketschnur um den Hals. Der Obdachlose verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen.

»Ja, dich meine ich.« Er spreizte den Zeigefinger vom Pappbecher ab und deutete auf Lucas. »Du fährst jetzt in dein schönes warmgepuptes Zuhause. Aber ich ...« - er deutete in einer pathetischen Geste auf sein zerlumptes T-Shirt und zeigte seine schlechten Zähne - »... muss jede Nacht zusehen, wo ich einen Platz zum Schlafen finde.« Lucas stellte sich taub, starrte durch die Fensterscheibe ins Dunkel des Tunnels.

»Ich bin Sänger«, fuhr der Bettler in einem hellen Singsang fort. »Ich bin schon überall aufgetreten und die Leute haben mir zugejubelt. Alle lieben die Lieder von Zarah Leander, wenn ich sie singe. Dann weinen die Menschen!«

Er schüttelte mit bitterer Miene den Kopf. »Aber keiner will für die Musik zahlen.«

Ein Mädchen mit roter Punkfrisur steckte wortlos eine Mark in den Pappbecher und ging weiter. Lucas war erlöst. Der Sänger drückte die Starttaste des Kassettenrekorders auf seiner Brust, wandte sich von ihm ab und holte tief Luft, während die ersten Takte aus dem Lautsprecher krächzten:

»Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehn und dann werden tausend Märchen wahr!«

Zwei Lieder und zwei Stationen später stürzte Lucas am Mierendorffplatz aus der Bahn und lief die Lise-Meitner-Straße hoch. Da lag sein künftiges Quartier: ein dreistöckiger Flachbau an der Ecke zur Olbersstraße, grau und düster vor dem noch blauen Abendhimmel. 22 Uhr 30, eigentlich zu früh zum Schlafen. Die Begegnung mit dem Obdachlosen in der Bahn hatte Lucas eigentümlich berührt. Ausgerechnet in dem Moment, in dem er seinen Weg in die Obdachlosigkeit antrat, erschien ihm eine zerlumpte Figur, die zu sagen schien: Sieh mich an, ich bin wie du!

In dem mit Waschkieselplatten verblendeten Lagerhaus waren mehrere Firmen untergebracht, auch die Spedition, bei der er seine Wohnungseinrichtung eingelagert hatte. Die Spedition nahm fünfzig Mark pro Monat für die Lagerung – die billigste Möglichkeit, ohne Wohnung in Berlin zu überleben. Ein Hotel kam angesichts seiner Finanzlage nicht infrage. Seine Altbauwohnung hatte er nach drei Monaten Mietrückstand fluchtartig verlassen müssen. Der Vermieter behielt die Kautions ein und ließ ihn schließlich ziehen, allerdings unter der Bedingung, dass alle Möbel am Freitag bis 18 Uhr abgeholt würden.

Die Spedition hatte Lucas vor rund einer Woche entdeckt. Er war stundenlang vor dem grauen Zweckbau auf und ab gelaufen, um das Kommen und Gehen zu beobachten. Er wollte herausfinden, wie lange das Büro im Erdgeschoss des linken, flacheren Gebäudeteils besetzt war und wie der Pförtner auf seinem Kontrollgang Türen und Fenster

verschloss. Der Mann saß meist in dem verglasten Eckraum neben der Tordurchfahrt, packte pünktlich um fünf seine Stullendose ein und schloss das Büro ab. Dann ging er zu dem mannshohen Zaun, der das gesamte Gelände umschloss, und verriegelte das Einfahrtstor von außen. Wer am Wochenende rein wollte, musste über das Tor klettern, das aus senkrechten Metallstäben und vier Querstreben bestand. Heikel waren die spitzen Enden, die nur mit höchster Vorsicht zu überwinden waren, wollte man nicht mit der Kleidung hängen bleiben. Zu dem Büro gab es keinen Zugang. Es war verriegelt, auch das schmale Rolltor, das direkt zur Kellertreppe führte. Doch neben der Pfortnerloge war in Bodenhöhe ein kleines Kellerfenster, das immer offen stand, um das gelagerte Gut zu belüften.

Lucas blickte besorgt nach oben. Im rechten, ein Stockwerk höheren Gebäudeteil brannte auch abends in der obersten Etage Licht, vermutlich eine Hausmeisterwohnung. Das Eingangstor war aber außerhalb der Sichtweite der Wohnungsfenster, die alle auf die Olbersstraße gingen. Nur von einer Loggia aus, die zur Lise-Meitner-Straße lag, hätte der Bewohner den Eindringling entdecken können. Lucas überwand das Tor fast lautlos und kauerte sich kurz hinter den Zaun, um zu beobachten, ob ein Schatten auf dem Balkon auftauchte. Nichts.

Jetzt, kurz vor elf, lag nächtliche Stille über dem Gelände. Eine grau getigerte Katze huschte maunzend über den Hof, als Lucas sich dem Gebäude näherte. Er zog seine Jeansjacke aus und packte sie sorgfältig in seinen Rucksack. Dann ließ er sich vorsichtig durch das Fenster in den Keller gleiten und griff nach draußen, um den Rucksack hineinzuziehen, in dem seine wichtigsten Utensilien verstaut waren: eine Plastikflasche mit Mineralwasser, eine Taschenlampe, eine Zange, ein Vorhängeschloss, Zahnbürste und Zahnpasta.

Der Verschlag Nummer 14, in dem er seine Möbel abgestellt hatte, war mit einem leichten Vorhängeschloss

gesichert. Mit der Zange ließ es sich erstaunlich leicht knacken. Sein mitgebrachtes Schloss sah fast genauso aus. Das Risiko, dass der Austausch des Schlosses auffallen würde, schätzte er als gering ein. Waren die Verschlüsse einmal vermietet, kümmerte der Spediteur sich nicht weiter darum und würde nicht merken, dass Lucas jederzeit Zugang zu dem Abstellraum hatte.

Er drehte den Lichtschalter. Sein in Plastikfolie eingeschlagenes Bett stand zuunterst, darauf vier schwere Bücherkisten. Er räumte sie beiseite, um an die Matratze heranzukommen. Die lag glücklicherweise auf dem Lattenrost. Die Kiste, in der er den Schlafsack verstaut hatte, fand er erst nach langem Suchen. Lucas war völlig durchgeschwitzt, als er ihn endlich auf das Bett legen konnte. Er zog sich bis auf Unterwäsche und Strümpfe aus, löschte das Licht und tastete sich zurück zum Bett. Dann zwängte er sich in den Schlafsack.

Bei jeder Bewegung knisterte die Plastikfolie auf der Matratze. Zähne putzen? Lieber morgen früh und jetzt nur ein Schluck Wasser. Lucas stellte den Reisewecker auf 7 Uhr 15 und starrte an die Decke. Der Keller roch leicht muffig.

In der Nacht von Donnerstag auf Freitag hatte er zum letzten Mal in seiner Dreizimmer-Altbauwohnung am Maybachufer geschlafen, in einem frisch gemachten Bett. Den Freitag verbrachte er bis zum Nachmittag antriebslos im Bett und verstaute erst am frühen Abend die bereits gepackten Kisten und Möbel widerwillig in Margarethes altem Ford Transit, den sie als Wohnmobil für ihre Irland-Reisen nutzte. Margarethe van Oyen, eine Kollegin aus der Redaktion, mit der er direkt nach seiner Trennung von Martina eine kurze Affäre gehabt hatte, brachte mit ihm die Sachen in die Spedition. Lucas log ihr etwas von Verzögerungen bei der Renovierung der neuen Wohnung vor und durfte die Nacht bei ihr auf dem Sofa verbringen. Seine vorsichtigen Annäherungsversuche kurz vor dem Schlafengehen wies sie lachend zurück. Am Samstag, nach

einem ausgiebigen Frühstück mit Margarethe auf ihrem großzügigen Balkon, war er stundenlang ziellos durch die Stadt gelaufen und hatte sich von Café zu Kneipe gehangelt, bis er in den frühen Morgenstunden am Ufer des Landwehrkanals im Tiergarten ein paar Stunden Schlaf auf dem Rasen fand. Am Sonntagmorgen wachte er zerschlagen und fröstelnd auf. Ein leichter Nieselregen hatte ihn bis auf die Haut durchnässt. Er flüchtete in die Neue Nationalgalerie, lief von Saal zu Saal, immer gefolgt von den Museumswärtern, bis er sich auf einer flachen Lederbank ausstrecken konnte. Den müden Kopf in die Hand gestützt, betrachtete er halb liegend die stämmigen steingrauen Körper von Fernand Legers »Zwei Schwestern« mit ihren kreisrunden Brüsten, bis ihm der Kopf auf die Brust sackte. Ein Wärter rüttelte ihn wach – sein leises Schnarchen war bemerkt worden. Lucas floh aus dem Museum, verfolgt von den vorwurfsvollen Blicken der anderen Besucher. Die restlichen Stunden bis zum Abend irrte er wieder durch die Stadt. Erst spät, dachte er, wäre der unbemerkte Einbruch in die Spedition möglich.

Er war auf dem besten Weg, ein dreckiger Penner zu werden.

Lucas war überzeugt, in seinem Kellerloch nicht einschlafen zu können. Der Wecker tickte nervtötend laut.

Montag, 23. Mai 1988

Am Morgen hatte er ein pelziges Gefühl auf der Zunge und das tiefe Bedürfnis, sich die Zähne gründlich zu reinigen und unter die Dusche zu springen. Sein schönes Bad mit den kleinen blauen Glaskacheln und dem warmen Duschstrahl ... das gab es nicht mehr. Er trank einen Schluck Wasser, behielt einen Rest Flüssigkeit im Mund und putzte sich mit zusammengepressten Lippen die Zähne. Die Mischung aus Wasser, Spucke und Zahnpasta ließ er angewidert in die Flasche zurücklaufen und schraubte sie zu. Er blickte sich in seinem Verlies um, in dem er die erste Nacht seiner obdachlosen Zeit verbracht hatte. Ein enges Geviert von schmutzig-weiß gestrichenen Backsteinwänden, eine aus groben Brettern gezimmerte Tür, die eine Handbreit kürzer als die Türöffnung war, damit Frischluft in das Kabuff gelangen konnte. An der Wand ein altmodischer schwarzer Drehlichtschalter und die dazugehörige Kellerleuchte mit einer 25-Watt-Birne, die ein schummerig-gelbliches Licht warf.

Er zog sich, auf dem Bett kauern, nackt aus und packte die getragene Wäsche in eine Tüte, in der bereits das Hemd vom Vortag steckte. Die Plastiktüte, beschloss er, war ab sofort sein Schmutzwäschedepot.

In einem Umzugskarton fand er frische Kleidung: Unterhose und Strümpfe, ein dunkelrotes Polohemd und eine Jeans. Er nahm sich vor, in dem Frischwäschekarton Ordnung wie in einem Kleiderschrank zu halten. Ein Stapel Hemden und Polos, ein anderer mit T-Shirts und Unterhemden, ein dritter Wäscheturm mit Boxershorts und Hosen, sodass ein Viertel der Kartonfläche frei blieb für den Sockenhaufen. Lucas zog noch im Sitzen das Sommerjackett

über, das er mit Martina im KaDeWe gekauft hatte. Schlammfarben, genau der beige-braune Ton, den Lucas in den Kaufhäusern und Herrenbekleidungsgeschäften an Ku'damm und Tauentzien tagelang gesucht hatte. Es war der letzte gemeinsame Einkauf mit Martina gewesen, vielleicht sogar das letzte Mal, dass sie gemeinsam etwas unternommen hatten. Martina wollte damals Klarheit, doch Lucas war nicht so weit, sich völlig auf sie einzulassen. Lief es nicht gut zwischen ihnen? Jeden Abend in einem anderen Restaurant, mit Freunden in der Kneipe, im Kino, im Theater, im Konzert. Sie gingen tanzen, wann es ihnen passte, manchmal bis zum Morgen. Dann schlepten sie sich, bevor die Läden an der Nürnberger Straße aufmachten, verschwitzt und glücklich aus dem Dschungel und liebten sich in ihrer Wohnung, wenn die anderen zur Arbeit mussten. Er sah sich nicht als Vater eines gemeinsamen Kindes. Martina war damals siebenunddreißig und ließ ihn spüren, dass ihre Uhr tickte. Aber er wollte sich nicht erpressen lassen, brauchte Zeit, um sich über seine Gefühle klar zu werden. Wie sollte das denn gehen? Er, der Reporter, der ständig auf Dreh oder auf Recherche unterwegs war, musste wie die Familienväter unter seinen Kollegen nach jedem Arbeitstag nach Hause hetzen, um dort mit vorwurfsvollen Blicke empfangen zu werden. Martina, die kühle Blonde, die er immer so gern angeschaut hatte, erschien ihm bei den Gesprächen über den Kinderwunsch reizlos. Der Mund schmal und herrisch, die Sätze mit der gestreckten Hand zerteilend, ihr Blick kalt und fordernd.

Er redete sich heraus, wenn das Gespräch wieder einmal auf die anstehende Familiengründung kam. Oder er schwieg, wenn sie ein klares Bekenntnis zum Kind forderte, bis sie es nicht mehr aushielt und in einem Tobsuchtsanfall Gläser zerschmiss. Es war ihre Wohnung, also war es an ihm, zu gehen und sich eine Junggesellenbude zu suchen.

Erst ein Jahr später hatte er über Umwege erfahren, dass Martina damals schwanger gewesen war und das Kind kurz

nach der Trennung verloren hatte. Darum hatte sie also nach dem Ende der Beziehung alle seine Kontaktversuche brüsk zurückgewiesen. Lucas hatte Martina nie wiedergesehen, auch nicht zufällig in der U-Bahn. Er traute sich seitdem nicht mehr in ihre Straße oder in die Restaurants und Cafés, in denen sie früher oft gemeinsam gesessen hatten. Nach und nach schief der Kontakt zu ihren gemeinsamen Freunden und Bekannten ein. Lucas kämpfte um keine Freundschaft. Er akzeptierte den Rückzug der anderen als gerechte Strafe für sein Verhalten.

Lucas faltete das Jackett sorgfältig auf Din-A3-Größe, steckte es in eine Plastiktüte und schob sie aus dem Kellerfenster, danach folgte sein Rucksack. Vorsichtig stemmte er sich durch das Fenster in den Hof, klopfte Polohemd und Hose aus, schlüpfte erneut in die Jacke und steckte die Plastiktüte in den Rucksack. Dann machte er sich auf zur U-Bahn.

Im Bahnhof Zoo angekommen, musste er mehrfach Jugendlichen mit müden Augen ausweichen, die sich ihm in den Weg stellten, ihn anrempelten oder einfach nur die Hand ausstreckten. »Eine kleine Spende?«, fragte ein Mädchen mit so resignierter Stimme, als erwarte sie nicht einmal mehr, dass einer der Vorbeiströmenden stehen blieb und auf ihre Bitte einging. Lucas schätzte sie auf gerade einmal sechzehn Jahre. Die Junkies drückten sich Tag und Nacht an den schmutzig gelben Wänden des unterirdischen Ganges herum und schnorren Passanten an. Lucas hatte die Szene vor einem halben Jahr kennengelernt, als er über Wochen im und um den Bahnhof Zoo recherchiert und gedreht hatte. Zehn Jahre nach dem berühmten Buch über die vierzehnjährige heroinabhängige Christiane F. sah die Szene am Zoo nur äußerlich besser aus. Jetzt waren Amphetamine neben Heroin zur wichtigsten Droge geworden. Speed war an der Lebensstraße weitaus günstiger als Heroin zu bekommen. Die Dealer reagierten auf die neue Billigdroge mit Lockangeboten und fixten die Kinder, die vor

ihren Eltern weggelaufen waren und am Bahnhof hausten, mit winzigen Heroin-Probierpäckchen an, für die sie zwanzig Mark verlangten.

Er stieg die Treppe hoch in die Haupthalle und erreichte die Waschräume. Ein an den Armen wild tätowierter Bartträger, der sich nach einer langen Nacht im Freien wohl gerade gesäubert hatte, kam ihm im Unterhemd entgegen. Lucas leerte die Flasche mit dem Zahnputzwasser ins Waschbecken und spülte sie sorgfältig aus. Dann warf er eine Fünzigpfennigmünze ein und betrat auf Zehenspitzen die Duschkabine. Er stellte sich vor, das sich hier nicht nur der Tätowierte, sondern auch Junkies, Penner und sonstige Reisende gewaschen hatten – Menschen, die garantiert Viren, Bakterien und Pilzsporen auf den fleckigen Kacheln verteilt hatten. Im Sieb lag ein Büschel schwarzer Haare. Endlich konnte er die frischen Sachen ausziehen, bevor sie seinen Nachtgeruch annahmen, und hängte sie über die Kabinenwand. Er stellte sich auf den Außenrist der Füße, um möglichst wenig Hautkontakt mit dem Boden der Dusche zu haben, und ließ das heiße Wasser minutenlang über seinen Körper rieseln. Er wusch sich die Haare, und wenige Minuten später, nach erneutem Zähneputzen, fühlte er sich so frisch wie an jedem Morgen. So frisch wie zu der Zeit, als er noch kein verdammter Obdachloser war.

Lucas blickte in den Spiegel. Der Dreitagebart stand ihm. Obwohl seine Haare von dunkelblond langsam ins Grau übergingen, gefiel ihm seine halblange Mähne, die seine leicht abstehenden Ohren verdeckte. Der Haarausfall hielt sich in Grenzen. Keine beginnende Hinterkopfglatze, die älteren Männern etwas Mönchisches verlieh, kein dramatischer Rückgang des Haaransatzes, vielleicht eine etwas höhere Stirn als noch vor fünf Jahren.

Den kleinen dunklen Fleck auf dem Nasenrücken hatte er zuerst übersehen. Jetzt, im erbarmungslosen Neon der Spiegelleuchte, war die Verfärbung deutlich zu erkennen. Eine harmlose Pigmentstörung, redete er sich ein. Eine

gutartige Hautveränderung, die aber in einigen Jahren, wenn er sich an die dunkle Tönung der Stelle gewöhnt hatte, heimlich tief ins Fleisch wuchern würde. Wären Sie nur früher gekommen, Herr Hermes! Dann wäre der Krebs nicht metastasiert! Das sturzbetroffene Gesicht des Arztes: Nein, es gäbe kaum noch Hoffnung. Lucas kniff die Augen zusammen und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als wollte er einen bösen Traum beiseitewischen. Den bräunlichen Fleck musste er im Auge behalten.

Die Falten, die sich um seine Augen herum ins Gesicht zu graben begannen, gaben ihm etwas Verlebtes. Lucas fand, dass ihn das eher interessanter machte. Sorge bereitete ihm, dass er seit kurzem eine gewisse Teigigkeit in den Hüften feststellte. Gewiss, andere in seinem Alter waren dick, hatten Bäuche, die eine feste kleine Halbkugel über dem Gürtel bildeten. Doch bei ihm war das Gewebe erschlafft, nicht nur im Bauchbereich, auch die Brustmuskulatur, die ihre Festigkeit verloren hatte und an den Achseln erste Falten warf. Er nahm sich vor, ein wenig zu trainieren. Vielleicht ein paar Liegestütze im Kellerkabuff nach dem Aufwachen.

Das Leben auf der Straße will gelernt sein, dachte Lucas. Nimm es als eine Rechercheübung – ganz unten, wie Egon Erwin Kisch auf seinen Touren durch Prags Obdachlosenheime. Ein Pappbecher Kaffee im Stehen und ein mit Putenbrust und welkem Salat belegtes Brötchen. Das Frühstück im Bahnhof Zoo war nicht billig. Das konnte er sich auf Dauer nicht leisten. Lucas nahm sich vor, in den nächsten Tagen auf alle Pressekonferenzen zu gehen, bei denen es etwas zu essen gab.

Der Knall war ohrenbetäubend. Wiebke Posselt sah ihren Kaffeebecher wie in Zeitlupe vom Tisch hochspringen. Die Tasse neigte sich, verharrte in der Luft. Eine schwarze Woge

Kaffee stieg über den Becherrand, um dann dem hinunterstürzenden Becher Richtung Schreibtischplatte zu folgen. Als Wiebke Posselt sich kurz darauf auf dem Boden wiederfand, dröhnte es in ihren Ohren. Eine ungeheure Kraft musste sie mitsamt ihrem Bürostuhl umgeworfen haben. Sie versuchte, auf die Füße zu kommen, und merkte, dass bei jedem tastenden Schritt Glassplitter unter ihren Schuhen knirschten. Die Fensterscheiben waren bei dem Knall aus den Fassungen gesprungen. Die Bürotür ließ sich nur schwer öffnen, offenbar war der Rahmen verzogen. Erst jetzt vernahm sie Schreie wie in weiter Ferne.

Auch die Stühle vor ihrem Büro waren umgestürzt, die Wartenden verschwunden. Dort wo die Eingangstür zur Beratungsstelle gewesen war, befand sich nur noch ein zersplitterter Türrahmen. Die Stimmen kamen von unten, aus dem Erdgeschoss: Neben dem Klingeln in ihren Ohren vernahm sie leise wimmernde und schluchzende Frauen. Männer brüllten heiser und aufgeregt durcheinander. Sie tastete sich zum Treppengeländer vor und ging mit zitternden Knien langsam, Stufe für Stufe, hinunter.

Wiebke Posselt schrie auf. Auf dem Treppenabsatz lag ein blutgetränktes Stoffbündel. Sie taumelte weiter und entdeckte vor der Eingangstür von Hauswart Köppke einen blutigen Klumpen – ein grausam entstellter Kopf, in dem es keine Augen und kein Gesicht mehr gab. Die Stimmen kamen jetzt von draußen. Nur raus hier, dachte sie und stolperte vorwärts ins Freie, wo bereits ein gutes Dutzend Menschen auf dem Bürgersteig kauerten.

Dienstag, 24. Mai 1988

Lucas war spät dran. Dienstags fand die Redaktionskonferenz immer schon um 14 Uhr statt, nach der Schaltkonferenz und dem Mittagessen. Er umrundete eilig den Theodor-Heuss-Platz und lief auf das weiße, sechsstöckige Funkhaus zu. Neben dem markanten Block des Deutschlandhauses stand ein quadratisches Gebäude mit einem eckigen Turm, der von einem Stahlgerüst mit dem Senderlogo in Neonbuchstaben gekrönt war: Der Name RBS - Rundfunk im britischen Sektor - stammte aus der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die Besatzungsmacht hatte das Gebäude gezielt zur Zentrale eines demokratischen - »staatsfernen«! - Rundfunksenders gemacht, aus dem die Nazis 1936 die ersten Live-Bilder von den Olympischen Spielen in die Fernsehstuben Berlins übertragen hatten.

Mit kurzem Gruß hastete er am Pförtnertresen vorbei und stieg in den Lift. Dass Lucas Hermes seit Monaten keinen Film mehr gemacht hatte, schien die Sicherheitsleute nicht zu stören. Sie behandelten ihn wie die anderen freien Mitarbeiter, die regelmäßig in die Redaktion kamen, um ihre Themenvorschläge abzuliefern oder in den Schneiderraum zu gehen. In der Aufzugkabine überlegte er verzweifelt, welches Thema er in der Konferenz vorschlagen könnte. Die Zeitungen vom Wochenende hatte er in einem Café überflogen, doch den Spiegel und die Montagszeitungen hatte er noch nicht in die Hände bekommen, ganz zu schweigen von den Agenturmeldungen. Also musste er darauf hoffen, dass für die nächste oder übernächste Sendung noch ein Film fehlte und er gefragt würde, ob er den Beitrag kurzfristig übernehmen könnte.

Er machte kurz Halt im Fernschreiberraum, riss die letzten Meldungen aus dem Drucker und eilte in den Konferenzraum im obersten Stockwerk. Fast alle Stühle waren schon besetzt. Die fest angestellten Redakteure und die sogenannten Freien, die kein Gehalt bekamen, sondern pro abgeliefertem Film honoriert wurden, studierten ihre Notizen oder die vor ihnen ausgebreiteten Zeitungen. Lucas war stets etwas mulmig zumute, wenn er die Redaktion betrat. Nicht nur, weil er hier die größte Niederlage seines Berufslebens erlitten hatte. Das Gebäude hatte für ihn eine gespenstische Aura. Aus diesen Räumen hatte der »Sender Paul Nipkow« ab März 1935 täglich gesendet, um »das Bild des Führers unverlöschlich in alle deutschen Herzen zu pflanzen«. Lucas stellte sich schauernd vor, wie die Ansagerin Ursula Patzschke-Beutel in einem der Räume, in denen er heute Beiträge schnitt, die »Volksgenossinnen und Volksgenossen« mit einem markigen »Heil Hitler!« begrüßt hatte. Das TV-Programm der Nazis zeigte allabendlich von 20 bis 22 Uhr Spielfilme, Reportagen, Unterhaltungssendungen und die berühmten Scherenschnittfilme von Lotte Reiniger. Der Kriegsausbruch verhinderte, dass das teure neue Medium zum totalen Propagandainstrument wurde. Bis zum Oktober 1944 strahlte der »Deutsche Fernseh-Rundfunk« Programme wie »Wir senden Frohsinn, wir spenden Freude« in der Auflösung von 441 Zeilen in die wenigen verbliebenen Post-Fernsehstuben der zerbombten Stadt aus.

Im Konferenzraum war die Luft schon jetzt zum Schneiden. Stövenhagens Angewohnheit, in den Sitzungen Zigarillos zu rauchen, verstanden die übrigen Raucher der Redaktion als Aufforderung, den Raum schon vor Erscheinen des Redaktionsleiters einzunebeln. Lucas öffnete ein Fenster und nahm am Ende des langen Konferenztisches Platz. Er sah die Meldungen durch – fast nur Ausland und nichts für die Sendung – und fischte sich dann die B.Z. vom Zeitungsstapel. Auch im Lokalteil fand er nichts wirklich

Interessantes. Gottlob Freese saß am anderen Tische, in der Nähe von Stövenhagens Platz, und hatte eine aufgeschlagene Akte vor sich. Er war offenbar bestens vorbereitet. Sein Gesicht war weich, fast jugendlich. Die rosigen Wangen bildeten einen Kontrast zur blassen, hohen Stirn, von der das dünne blonde Haar zunehmend zurückwich.

Er sieht aus wie ein altes Kind, dachte Lucas. Und er könnte eine Abreibung gebrauchen.

Happiness is a warm gun. Bang Bang Shoot Shoot. Happiness is a warm gun, mamma. Bang Bang Shoot Shoot. And when I feel my finger on your trigger I know nobody can do me no harm.

Lucas versuchte, den Beatles-Song aus dem Kopf zu bekommen. Freese, das Frettchen, hatte offenbar eine ausrecherchierte Geschichte vor sich auf dem Tisch. Vermutlich würde er gleich interne Papiere zu einem Skandal aus der Arbeitswelt präsentieren. Miese Arbeitgeber, schlechte Löhne, Umweltsauereien in Betrieben – auf jeden Fall etwas, das Lucas nicht sonderlich interessierte, aber bei Stövenhagen und der Chefin vom Dienst gut ankam.

Bang Bang. Er beugte sich wieder über die B.Z.: »*Gasexplosion in Kreuzberg – ein Toter*« titelte das Boulevardblatt, darunter das Foto eines Hauses, das ihm bekannt vorkam. Natürlich, die Redaktion der türkischen Zeitung Milliyet! Dort hatte er vor ein paar Wochen seinen Kollegen Altün getroffen, der ihm von illegalen islamischen Internaten in Berlin erzählt hatte. Eine verdammt gute Story, die er mal wieder nicht mit der nötigen Energie weiterrecherchiert hatte.

»*Gestern gegen 16 Uhr 30 ereignete sich eine Explosion in einem Wohnhaus in der Oranienstraße*«, begann der fett gedruckte erste Absatz des Artikels. »*Möglicherweise war Gas aus einer Leitung ausgetreten. Dabei wurde nach Angaben der Feuerwehr der Hauswart Edgar K. (59) getötet. Wie durch ein Wunder wurde sonst niemand verletzt. Die*

Polizei verhängte eine Nachrichtensperre und riegelte den Unglücksort ab.«

»Na Lucas, wann steigt die Einweihungsparty?« Margarethe van Oyen stand plötzlich in der Tür. Halblange blonde Locken umspielten ihr etwas rundes Gesicht. Ihm gefiel, dass sie in letzter Zeit üppiger geworden war und ihre Figur nach wie vor mit enganliegenden Kleidern betonte. Er lächelte sie hilflos an. »Nächste Woche kann ich einziehen, dann sehen wir mal.« Er hoffte, dass sie nicht weiterfragte und in den nächsten Wochen vergessen würde, ihn erneut auf die fällige Fete anzusprechen.

»Wo wohnst du denn bis dahin?«, rief sie fröhlich über den Tisch hinweg und setzte sich.

Bevor Lucas eine passende Antwort gefunden hatte, betrat Stövenhagen grußlos den Raum, gefolgt von der Chefin vom Dienst, Britta Hensel. Die Gespräche verstummten. Der Chef ließ seinen schweren Leib in den Bürostuhl am Kopfende des Tisches sacken, stellte eine türkisfarbene Schachtel auf den Tisch, klappte sie auf und schickte sich an, ein Zigarillo anzuzünden. Freese war schneller und zückte sein Feuerzeug. Stövenhagen fixierte die Flamme und strafte Freese mit Nichtbeachtung.

»Gut. Was haben wir?«, murmelte er mit freudlos verkniffenem Mund. Nur gute Freunde durften ihn Essjott nennen. Essjott Stövenhagen, der Schrecken der Mächtigen. Wenn er auf dem Bildschirm erschien, wurde sein vollständiger Name, Sven-Jörgen Stövenhagen, eingeblendet. Ein Mann Ende fünfzig, nicht dick, aber füllig, mit dichtem drahtigem Haar und einem ausdruckslosen Gesicht, das sich höchstens dann zu einer Maske der Verachtung verzog, wenn man Themenvorschläge an ihn herantrug oder ihm die Filmbeiträge zur Abnahme vorlegte. Entspannt oder gar lachend kannte ihn keiner hier, höchstens seine wenigen Kumpel aus der Skatrunde, RBS-Urgesteine wie er.

Stövenhagen blickte missmutig zu Britta Hensel hinüber, die vor sich die Blätter mit den Themen ausgebreitet hatte, die schon in Arbeit waren. Er mied den Augenkontakt mit seinen Mitarbeitern und verzichtete auf die üblichen Grußformeln. Nie sprach er seine Redakteure mit Namen an, vermied es, sich für Duzen oder Siezen zu entscheiden, indem er pauschalisierend Redakteure und Autoren mit »ihr« anredete. Dabei starrte er seinem Gegenüber aus kleinen grauen Augen stets auf die Schulter, statt ihm ins Gesicht zu blicken.

Britta Hensel, eine dunkelblonde schlanke Frau um die vierzig mit einem harten Zug um den Mund, war seit einem Jahr als Chefin vom Dienst für die Planung der Sendung »Im Visier« verantwortlich. Sie kam direkt vom Regionalfernsehen, hatte bei der Abendschau volontiert und moderiert und ließ sich nun gemeinsam mit Stövenhagen die Filme der Autoren vorführen. Die »Abnahme« war bei den freien Mitarbeitern gefürchtet, weil so gut wie jeder Beitrag nach Hensels und Stövenhagens Ansicht noch einmal umgeschnitten werden musste – für die Freien unbezahlte Mehrarbeit.

Britta Hensel referierte die Liste der Themen, an denen die Reporter zum Teil seit Wochen arbeiteten. Als sie zu der geplanten Reportage über die Autonomen am Potsdamer Platz kam, nickte sie einem fleischigen Mann im grauen Jackett zu, der scheinbar unbeteiligt mit halb geschlossenen Augen auf seine Unterlagen blickte.

»Wie weit sind wir mit der Besetzer-Geschichte?«, fragte Hensel.

Heiner C. Schmitt reagierte nicht sofort und blätterte betont ruhig in seinen Papieren. »Die Besetzer haben das Grundstück in Norbert-Kubat-Dreieck umbenannt«, brummte Schmitt nach einer Kunstpause in seine Unterlagen. Er hatte sich angewöhnt, die Worte zu dehnen, um seinen Vortrag durch Pausen interessanter zu machen. Die bubhaft in die Stirn gekämmten braunen Haare passten nicht zum

überheblichen Gesichtsausdruck des Mannes, in dessen riesigem Schädel zu kleine Augen und ein breiter Strich von Mund saßen. »Kubat war ein Autonomer, der nach den Mai-Krawallen letztes Jahr festgenommen wurde und sich in der Haft erhängt hat«, referierte Schmitt. Die Runde hing an seinen Lippen. Schmitt führte aus, wie es im Zelt Dorf am Potsdamer Platz aussah. Mehrere hundert Linke hatten sich dort verbarrikadiert, nachdem zwischen DDR und West-Berlin im März ein Gebietstausch vereinbart worden war. Die Besetzer hatten über Nacht Bauwagen auf das Gelände gekarrt, das nach wie vor zu Ost-Berlin gehörte, und sich ein Dorf aus Hütten, Zelten und Wagen gebaut. Die DDR-Grenzer sahen dem Treiben untätig zu. »Erst wenn das Grundstück am 1. Juli an West-Berlin fällt, ist mit der Erstürmung zu rechnen«, fuhr Schmitt fort. »Da sollten wir zwei Tage vorher dabei sein.«

Die Chefin vom Dienst nickte. »Also planen wir das als Reportage für Anfang Juli ein.«

Schmitt ließ sich in den Stuhl zurückfallen, faltete die Hände vor seiner Wampe und nickte knapp. Lucas beobachtete den schwammigen Mann, den sie im Sender ironisch »Profi-Checker« nannten. Schmitt verstand den Spitznamen allerdings als Kompliment. Er war nicht nur für sein hohes Selbstwertgefühl bekannt, sondern auch wegen seiner spezifischen Flirtmethoden berüchtigt. Auf Dienstreisen mit großem Drehteam, so ging der Flurfunk, hielt Schmitt stets im Hotelzimmer der hübschesten Praktikantin Besprechungen ab. Er nutzte die Situation, hieß es, um unbemerkt einige Tropfen seines Parfums auf dem Kopfkissen der Mitarbeiterin zu platzieren. Schmitt glaubte offenbar, dass das Mädchen ihm am nächsten Tag verfallen würde, wenn sein Duft über Nacht in ihr Unterbewusstsein gedrungen war. Über seine Erfolgsquote war nichts bekannt. Lucas stellte sich angewidert vor, wie der nackte Schmitt seinen aufgeschwemmten Körper auf eine zwanzig Jahre

jüngere, schlanke Frau wälzte und dabei wie eine gestrandete Robbe japste.

»Im Visier« galt neben den Nachrichten als wichtigstes Schlachtschiff des Senders. Ein Magazin, das die Mächtigen zwar nicht fürchten, aber respektieren mussten. Die Sendung hatte in zwei Jahrzehnten viele Preise gewonnen und einige wichtige Enthüllungen gebracht, darunter auch Lucas Hermes' Nordimex-Geschichte. Für die Story über den Hamburger Kaufmann und Konsul Hanns A. Schäfer, der dubiose Geschäfte mit der DDR machte und seine Einnahmen auf Konten in Liechtenstein und der Schweiz versteckte, hatte Lucas zunächst viel Anerkennung geerntet. Doch dann setzte Schäfer eine Maschinerie in Gang, die Lucas fast seine Existenz gekostet hätte, und diese Vernichtungskampagne nagte immer noch schwer an seinem Selbstbewusstsein. Selbst wenn er neue Indizien für die Verbrechen Schäfers in die Hände bekäme, würden der Sender und vor allem Stövenhagen sie aus Angst vor dem Geschäftsmann vermutlich nicht veröffentlichen. In der »Visier«-Redaktion war Lucas seit seiner Niederlage gerade noch geduldet. Seit Schäfer zurückgeschossen hatte, reagierten Stövenhagen und Hensel mit großem Misstrauen auf seine Themenvorschläge.

Jetzt war Gottlob Freese dran. Während er umständlich sein Thema vorstellte, grübelte Lucas über die Nachricht in der Boulevardzeitung. Eine Nachrichtensperre passte nicht zu einem Unglück. Also musste die Explosion einen kriminellen Hintergrund haben.

Freese berichtete von einer Reinigungsfirma, die erschreckend niedrige Löhne zahlte und die Ausschreibung für den Nachfolgeauftrag verlor, weil sie von einer anderen Firma unterboten wurde.

Stövenhagen grunzte unzufrieden. »Für wen putzt die Firma?«

»Das ist ja das Interessante«, antwortete Freese mit vor Eifer glühenden Wangen. »Die Firma putzt in den Museen in

Dahlem. Also im Völkerkundemuseum.«

»Und die Museen haben jetzt eine Firma mit noch mieseren Löhnen genommen?« Stövenhagen fixierte Freeses Hemdkragen.

»Nicht nur das«, triumphierte der Jungredakteur. Sein ganzes Gesicht war inzwischen vor Aufregung gerötet. »Die billigere Firma, die den Zuschlag bekommen hat, hat genau die Putzkräfte eingestellt, die bei der Vorgängerfirma waren. Jetzt putzen sie wieder im Museum, werden aber noch schlechter bezahlt.«

»Klappt das für nächste Woche?«, wollte Britta Hensel wissen und blätterte in ihrem Themenplan.

Als Freeses Geschichte beschlossen war, hob Lucas die Hand. Hensel erteilte ihm mit einem kurzen Nicken das Wort.

»Ich würde mir gerne die Explosion in Kreuzberg näher ansehen«, begann Lucas zögernd.

»Ist das nicht eine reine Lokalgeschichte?«, quengelte Freese aus der anderen Ecke des Sitzungsraumes.

»Ich habe mit einer Quelle gesprochen.« Das war glatt gelogen. »Die Gasexplosion könnte vorgeschoben sein, um die Presse draußen zu halten. Ich habe Hinweise, dass es eine Bombe gewesen sein könnte. Vielleicht ein ausländischer Anschlag.« Du pokerst hoch, sagte er zu sich selbst. Freese glotzte ihn erstaunt an und schwieg.

»Also, ich sehe die Geschichte noch nicht«, murmelte Stövenhagen und sah an Lucas vorbei. Seit der Nordimex-Sache behandelte er ihn wie Luft.

»Wir brauchen da eine Struktur«, belehrte ihn Britta Hensel. »Es ist nur dann eine Geschichte, wenn dahinter eine politische Gruppe steckt.« Sie sah Lucas streng an und linste dann Zustimmung heischend zu Stövenhagen hinüber.

»Haben wir irgendeinen Beweis für die These?«, fragte der und starrte auf das Blatt vor sich.

»Ich kann noch nichts über meine Quelle sagen«, log Lucas. »Es ist doch aber klar, dass ein Hauswart nicht an

Gasleitungen rumfummelt. Das ist ein Fachmann, der bei Gasgeruch sofort den Klempner holen würde. In dem Haus hat die Zeitung Milliyet ein Büro, und die ist vielen ein Dorn im Auge – vor allem den Rechten.«

Stövenhagen grunzte zufrieden, klatschte mit der flachen Hand auf den Tisch und erhob sich. »Dann recherchiert das erst mal richtig.«

Britta Hensel notierte den Themenvorschlag auf ihrer Liste. Damit hatte Lucas zwar noch keine Aussicht auf ein Honorar, doch das Thema war immerhin als Recherche angenommen. Das ermöglichte ihm, im Sender zu telefonieren und das Archiv zu benutzen.

Beim Verlassen des Konferenzraumes versuchte Lucas, sich seinen Hass auf Stövenhagen nicht anmerken zu lassen, der dicht vor ihm lief. Nach der Nordimex-Enthüllung hatte das Münchner TV-Magazin »News« ein Überwachungsvideo veröffentlicht, das Lucas beim Diebstahl von Unterlagen in der Nordimex-Zentrale zeigte. Er hatte sich unter dem Vorwand, ein Interview mit dem Honorarkonsul über internationale Handelshemmnisse führen zu wollen, Zugang zur Firma verschafft. Während die Sekretärin in Schäfers Büro nachfragte, ob der Besucher auch wirklich angemeldet war, hielt er sich für einige Minuten allein im Zimmer auf. Nordimex zeigte ihn an, Lucas Hermes bestritt alles und wurde zu einer Geldstrafe verurteilt, die er selber begleichen musste. Auch wenn die so erbeuteten Unterlagen schließlich den Beweis für Schäfers illegale Geschäfte erbracht hatten, distanzierte sich die »Visier«-Redaktion von ihm.

Lucas blieb im Türrahmen stehen und betrachtete Stövenhagens Hinterkopf, der sich in Richtung Büro entfernte. Er dachte an den Kommentar des Redaktionsleiters zu der Nordimex-Enthüllung, in dem Stövenhagen die Recherchemethoden seines Reporters verurteilt hatte. Lucas kannte den Wortlaut noch immer fast auswendig.

»Auch Journalisten machen Fehler, und auch unsere Redaktion ist nicht gefeit gegen Irrtümer«, hatte der »Visier«-Chef doziert. »Unsere Methoden, Informationen zu gewinnen, dürfen niemals die Grenze zur Illegalität überschreiten. Wir entschuldigen uns für falsche Vorwürfe gegen Konsul Schäfer.«

Wenigstens hatte Britta Hensel Stövenhagen überzeugt, dass Lucas nach ein paar Monaten Pause wieder für die Redaktion arbeiten durfte. Seither fühlte er sich wie ein Aussätziger, um den die anderen einen weiten Bogen machten, wenn sie ihm auf den Fluren des Funkhauses begegneten. Die lange Untätigkeit hatte sein Konto rapide schrumpfen lassen. Und jetzt lebte er wie ein Hund in einem Lagerraum und musste bei denen um Aufträge betteln, die fast seine Existenz vernichtet hätten.

Lucas setzte sich im Freienzimmer in einen ausgeleierten Bürostuhl. Er musste telefonieren, zuallererst mit der Staatsanwaltschaft.

Eine Stunde später stand er vor dem Haus, das von der Explosion verwüstet worden war. Der Staatsanwalt hatte ihn am Telefon kalt abgewimmelt und auf den Pressesprecher verwiesen. Die Pressestelle kann jeder Trottel anrufen, dachte Lucas. Doch die Sekretärin des Leitenden Staatsanwaltes hatte sich an ihn erinnert und war ihm offenbar wohlgesonnen. Sie hatte ihm verklausuliert bestätigt, dass eine Bombe in Kreuzberg hochgegangen war und dass er mit seiner These eines Anschlags gegen Türken nicht unbedingt danebenlag.

Der Bürgersteig vor dem Haus in der Oranienstraße war mit einem weiß-roten Band abgesperrt. In der Tür stand ein Polizist und machte unmissverständlich klar, dass es keine Chance gab, hineinzugelangen. Die Treppenhauswände sahen verkohlt aus. Dort musste die Bombe hochgegangen sein. Die Fensterscheiben vom Erdgeschoss bis zum vierten Stock fehlten. Die Ladung war offenbar so groß gewesen,

dass mehrere Stockwerke von der Explosion betroffen waren.

Lucas trat näher an die Absperrung heran, bis der Polizist sich in seine Richtung drehte und ihn feindselig anstarrte. Lucas kniff die Augen zusammen und studierte die Schilder an der Fassade. Unter der Redaktionstafel der Milliyet war ein weiteres Schild angebracht:

»Kontakt- und Beratungsstelle für Flüchtlinge e.V. (4. Stock)«

Er notierte den genauen Namen der Beratungsstelle und die Telefonnummer. Ihm war klar, dass sich jetzt niemand unter der Nummer melden würde, doch im Vereinsregister könnte er die Verantwortlichen und ihre Privatadressen finden. Die Namen auf den kleinen Klingelschildern seitlich neben der Haustür konnte er aus der Distanz nicht entziffern.

Das Haus schien völlig unbelebt zu sein. Kein Bewohner war zu sehen, den er beim Betreten des Gebäudes in ein Gespräch hätte verwickeln können. Vermutlich waren alle Mieter wegen Einsturzgefahr evakuiert worden. Hier war im Moment nichts mehr herauszubekommen. Er ging zur Telefonzelle am Oranienplatz und wählte Klamm's Nummer. Es war mal wieder an der Zeit, seine Kontakte zur Berliner Polizei aufzufrischen.

Kriminalhauptkommissar Ernst Klamm stimmte zu Lucas' Erstaunen einem Treffen zu und klang erstaunlich jovial. Morgen am frühen Nachmittag, ja, das würde passen. Er komme zum altbewährten konspirativen Treffpunkt, scherzte er. Lucas legte auf und blieb einen Moment unschlüssig in der Telefonzelle stehen. Der Kommissar hielt ihn für einen gut verdienenden Journalisten, der es sich problemlos leisten konnte, einen Informanten zu Kaffee und Kuchen oder sogar zu einer warmen Mahlzeit einzuladen. Was, wenn Klamm auf die Idee käme, beim Treff auf seine Kosten einen Happen zu essen?